

JAMES RUNCIE

Die  
*Vergebung*  
der *Sünden*

SIDNEY CHAMBERS  
ERMITTELT

Atlantik

A

»Sie hat etwas geahnt – und das ist vielleicht noch schlimmer. Ich schäme mich sehr.«

Sidney versuchte es anders. »Wo ist Ihre Frau jetzt, Josef?«

»Ich weiß es nicht, ich dachte, sie ist tot. Ich habe sie gesehen, sie lag neben mir. Das Blut ...«

»Ja, das haben Sie uns bereits erzählt.«

»Und Sie glauben mir nicht?«

»Sie haben gemeint etwas zu sehen. Was Sie tatsächlich gesehen haben, ist eine andere Frage.«

»Sie denken, ich hätte mir das alles nur eingebildet?«

»Ich denke mir bis jetzt nur, dass wir herausfinden müssen, wo Sophie abgeblieben ist. Hat sie irgendwann mit dem Gedanken gespielt, sich das Leben zu nehmen?«

»So etwas sollten Sie nicht fragen.«

»Wann waren Sie am glücklichsten?«

»In der ersten Zeit unserer Ehe. Wir lebten auf dem Land, am Rand einer Kleinstadt, nicht weit von London entfernt. Der Ort hat eine Kirche mit einem mittelalterlichen Turm und eine Windmühle. Sophie und ich hatten eines dieser kleinen früheren Armenhäuser neben der Windmühle, die man heutzutage mieten kann. Immer, wenn wir wieder dort waren, erinnerten wir uns daran, wie es damals war.«

»Dankbarkeit ist etwas Schönes.«

Josef lächelte. »Als wir jung waren, hatten wir zwar kein Geld, aber wir hatten einander, und niemand wusste, wo wir steckten. Die Musik war unsere Zuflucht vor dem Lärm der Welt. Manche Ehen sind so. Wenn du sonst niemanden brauchst, schützt dich das vor dem Schmerz.«

»Aber so kann man nicht dauerhaft leben.«

»Manche Menschen schon. Nur wenn man anderen begegnet, kommen die Probleme.«

»Wie Sie feststellen mussten.«

»Zu einem hohen Preis. Helfen Sie mir, Canon Chambers. Ich habe Ihnen alles gesagt.«

Als Sidney heimkam, säuberte Hildegard gerade den Kamin, Anna lag in ihrem Moseskörbchen, und von Essensvorbereitungen war weit und breit nichts zu sehen. Als er sich vorsichtig erkundigte, wann es so weit sei, stand

seine Frau auf und erklärte, sie bräuchten unbedingt ein Au-pair-Mädchen. So wie jetzt ginge es nicht mehr weiter. »Du hast deine und ich habe meine Arbeit, und Anna kommt dabei zu kurz. Selbst der Hund gerät ins Hintertreffen.«

»Ich nehme ihn doch überall mit hin. Nur ist es zurzeit so kalt ...«

»... dass er auch zu Hause ist und mir Arbeit macht. Abends bin ich total erledigt. Ich habe an meine Schwester geschrieben, die findet schon jemanden für uns, ein junges Mädchen vielleicht, das ihr Englisch verbessern will. Dann wird es nicht so teuer für uns, und Anna lernt nebenbei noch ein bisschen Deutsch.«

»Dann seid ihr zwei gegen einen.«

»Darum geht es nicht, Sidney. Und du vergisst Malcolm.«

»Der ist meistens unterwegs.«

»Nicht, wenn es bei uns Kuchen gibt.«

»Darüber rede ich demnächst mal mit ihm.«

»Er kann nichts dafür. Und meist ist es sein Kuchen. Die Frauen im Dorf mögen ihn. Endlich, sagen sie, gibt es hier einen Pfarrer, der Zeit für sie hat.«

»Im Gegensatz zu mir ...«

Hildegard sah Sidney bedeutungsvoll an. »Du hast Wichtigeres zu tun, sagen sie.«

»Ich tue es doch für sie, damit sie Frieden halten, statt sich gegenseitig die Köpfe einzuschlagen.«

»Vielleicht müsstest du sie mal so richtig das Fürchten lehren.«

»Leider ist das nicht mehr zeitgemäß«, grübelte Sidney. »Gottes Donnerkeil ist nicht mehr so wichtig wie ein Cricketschläger.«

»Du kannst Anna wickeln, Schatz, das heitert dich immer auf. Ich muss aufpassen, dass du Anna nicht ganz und gar vergisst.«

Sidney ging mit seiner Tochter ins Badezimmer und sah sich um. Etwas war anders als sonst. Tatsächlich, es war das Toilettenpapier. Malcolm hatte vorgeschlagen, es in liturgischen Farben anzuschaffen – Grün für die Dreifaltigkeit, Lila für die Fastenzeit und Rosa für kirchliche Festtage.

War Hildegard damit einverstanden gewesen? Oder hatte Mrs Maguire ihre Hände im Spiel gehabt? Wie sollte er sich verhalten, wenn sein Hilfspfarrer jetzt versuchte, Schritt für Schritt sein Leben zu ändern? Angefangen hatte es mit Kuchen, Toilettenrollen und Modelleisenbahnen. Wo sollte es enden?

Er wechselte Annas Windel und sang dabei leise vor sich hin – kein Schlaflied, sondern einen Choral.

*Ein feste Burg ist unser Gott,  
ein gute Wehr und Waffen.*

Wann würde Anna anfangen zu krabbeln, ihre eigene Welt entdecken und sich damit, so klein sie auch war, allmählich von ihm entfernen?

*Er hilft uns frei aus aller Not,  
die uns jetzt hat betroffen.  
Der alt böse Feind  
mit Ernst er's jetzt meint,  
groß Macht und viel List  
sein grausam Rüstung ist,  
auf Erd ist nichts seinsgleichen.*

Anna lag frisch gewickelt und babyduftend in Sidneys Armen, als es an der Haustür klingelte. Wohl oder übel ging er öffnen. Vor ihm stand Helena Randall.

»Sehen Sie mich nicht so an«, wehrte sie sich.

»Wir wollten gerade essen.«

»Es ist sehr nett von mir, dass ich persönlich gekommen bin, ich hätte anrufen können.«

»Sie können gern mitessen.«

»Besten Dank, aber dazu reicht die Zeit nicht. Josef Madara ist ausgebüxt.«

»Geordie wird sich freuen, er wollte ihn sowieso loswerden.«

»Aber zu seinen Bedingungen.«

»Vielleicht führt uns Madara jetzt zu seiner Frau.«

»Sie glauben, er weiß, wo sie ist, und die ganze Sache war ein Schwindel?«

An der offenen Haustür, und noch dazu mit einem Baby auf dem Arm, einen klaren Gedanken zu fassen, das konnte niemand von Sidney verlangen.

»Er hätte jederzeit weglaufen können – warum gerade jetzt?«

»Weil er die Polizeiwache als Alibi brauchte?«

»Wir haben keine Anzeichen für ein Verbrechen entdeckt.«

»Aber auch keine Ehefrau. Wir müssen mit Geordie reden.«

»Deshalb bin ich hier. Glauben Sie, dass die Ehefrau in Gefahr ist?«

»Sie meinen, dass Madara sie töten könnte, *nachdem* er gestanden hat?«  
»Oder er hat es auf Dmitri Zhirkow abgesehen. Dann könnte er sich endgültig mit Natascha zusammentun.«  
»Essen ist fertig«, rief Hildegard.  
»Vielleicht hat Madara sein Schicksal gar nicht mehr selbst in der Hand«, vermutete Helena.  
»Sie meinen, er wird benutzt?«  
»Von seiner Frau oder Natascha Zhirkow oder Unbekannten.«  
»Das ist mir zu kompliziert. Einfacher wäre die Annahme, dass Josef Madara seine Frau umgebracht und alles, was danach kam, aus seiner Erinnerung getilgt hat. Haben Sie schon herausgebracht, ob er mal einen Psychiater konsultiert hat?«  
»Es wird kalt«, rief Hildegard.  
»Kommen Sie jetzt mit?«, fragte Helena.  
»Dürfte ich erst noch essen?«  
»Ich bin mit dem Wagen da und warte draußen. Sie haben zehn Minuten.«  
»Zehn Minuten?«, wiederholte Hildegard, als Sidney endlich in der Küche auftauchte. »Mehr Zeit hast du für deine Frau und Tochter nicht übrig?«

Inspektor Keating gestand, dass er Madara die Flucht leicht gemacht hatte. Seine Hoffnung war jetzt, dass der Mann die Polizei zu der verschwundenen Frau führen würde, was aber bisher nicht gelungen war.

»Warum nicht?«, fragte Helena.  
»Wir haben ihn verloren.«  
Sidney war fassungslos über so viel Inkompetenz. »Er hat kein Geld, kein Auto. Es kann doch nicht so schwer sein, ihn aufzuspüren.«  
»Wir wissen, wo er wohnt«, sagte Keating. »Wenn er Geld braucht, wird er zusammen mit den Zhirkows auftreten. Musiker müssen Werbung machen. Wir brauchen nur seine Wohnung im Auge zu behalten und die Zeitungen zu durchforsten. Dafür sind Sie zuständig, Miss Randall.«  
»Ich schreibe für die Zeitungen, das bedeutet aber noch nicht, dass ich sie lese.«  
»Wäre vielleicht ganz lehrreich zu erfahren, was die Konkurrenz treibt.«  
»Hatte Madara womöglich einen Komplizen oder eine Komplizin?«, ging Sidney rasch dazwischen.

»Wir glauben, dass er per Anhalter weitergekommen ist. Wahrscheinlich in Richtung London. Aber als wir einen möglichen Fahrer aufgehabelt hatten, tat der völlig ahnungslos.«

»Und was machen wir jetzt?«

»Warten.«

Am zweiten Sonntag der Fastenzeit predigte Sidney über das Wesen der Buße.

»Was ist wahre Reue«, fragte er und dachte dabei an Madaras Beichte vor zehn Tagen. Konnte ein Mann auch allzu bußfertig sein, konnte er ein Geständnis ablegen, das im Verhältnis zu dem begangenen Verbrechen fast auf Eitelkeit hinauslief?

Die Zuhörer waren verunsichert. Was hatten diese Überlegungen mit der Osterbotschaft zu tun?

Die Gemeinde in Grantchester hatte sich immer mal wieder über Leonards Predigten beschwert, und Sidney wusste deshalb, dass sie moralische Mehrdeutigkeiten nicht schätzte. »Machen Sie es uns nicht zu schwer, Reverend«, hatte Stan Headley, der Dorfschmied, ihn gebeten. »Wir wollen nur wissen, wo wir stehen – genau wie bei unserem Bankkonto.«

Doch nun konnte er nicht mehr zurück. »Heute möchte ich mit Ihnen über proportionale Buße sprechen«, fing er an. Mrs Maguire sah bekümmert drein.

»Eine Bitte um Vergebung ist nicht allein Sache des Täters. Sie muss aus freiem Willen geäußert und aus freiem Willen entgegengenommen werden. Die Beichte muss Raum für das Opfer lassen, wenn es noch lebt.«

Hoffentlich, dachte er, klingt das nicht zu gönnerhaft. Malcolm Mitchell hatte solche Probleme nicht. Wenn er den Eindruck hatte, dass etwas in seiner Predigt nicht ganz verständlich war, konnte er immer auf kulinarische Vergleiche zurückgreifen. Der Heilige Geist, sagte er dann etwa, ist wie Luft im Kuchenteig. Man muss ihm Zeit zum Atmen geben, damit er aufgeht. Für Malcolm Mitchell war der liebe Gott so etwas wie ein himmlischer Bäcker.

»Beide Seiten«, fuhr Sidney jetzt fort, »müssen einander verstehen. Absolute Vergebung kann es geben, man darf sie aber nicht als selbstverständlich voraussetzen. Sie muss jedes Mal, wenn wir gesündigt haben, neu bestätigt werden. Ohne Vergebung sind wir an die